

Foto und Film haben unsere Ansichten von der Welt bereichert. Man kann am öffentlichen Leben nur teilhaben, wenn man sich der Beobachtung aussetzt. Deshalb ist die Kritik an „Street View“ falsch.

Mehr Kameras wagen

26. August 2010, Gerd Held

Jeder kennt, auf die eine oder andere Weise, die Faszination des photographischen Bildes. Es kann ein altes Foto sein, das ein Gesicht aufbewahrt. Eine Familienfeier. Das erste Auto. Auch etwas Öffentliches kann es sein, eine Landschaft zum Beispiel oder ein Stadtplatz voller Leben. Die Kamera kann ein ganzes Panorama in einem Bild versammeln – was dem menschlichen Auge nicht gelingt. So können wir nachträglich durch eine Fotografie streifen und Dinge sehen, die wir im ersten Augenblick nicht erfassen konnten. Und noch etwas leistet die Belichtungsapparatur der Kamera: Sie kann kleinste Momente festhalten, flüchtige Bruchteile von Sekunden, in die sich „ein winziges Fünkchen Zufall“ eingebrannt hat, wie Walter Benjamin es formulierte. So kann ausgerechnet ein ganz äußerliches, mechanisches Instrument ganz unplanmäßige, unterbewusste Wahrnehmungen ans Licht bringen. Oft staunen wir über die Geste oder den Farbton, die der Kasten eingefangen hat. Durch das Objektiv der Kamera bekommt „Objektivität“ einen ganz neuen Sinn. Es bringt uns einen unverhofften Reichtum der äußeren Welt, der heute schon Gewohnheit geworden ist. Inzwischen gibt es einen ganzen Komplex aus Foto, Film, Fernsehen und Video, der Bilder produziert, speichert, vervielfältigt und verbreitet. Er hat unsere „Weltanschauung“ nicht weniger stark verändert, als es vor Jahrhunderten die Erfindung des Buchdrucks bewirkte. Das künstliche Auge der Kamera hat sich nicht nur zwischen uns und die Welt geschoben, sondern es führt uns oft auch dichter an das reale Geschehen heran.

Und doch gibt es ein Unbehagen im Angesicht des kalten Kameraauges - gerade in diesen Tagen, in denen die Kamerawagen von „Google Street View“ an den Start gehen. Weil man die Aufnahmen nicht kontrollieren kann, gibt es einen Abwehrinstinkt. Man will nicht unter Beobachtung eines „big brother“ stehen. Dahinter steht die Befürchtung, mit den Bildern würden unsere tiefsten Geheimnisse offengelegt und bloßgestellt. Die Unverletzlichkeit der Wohnung und die Privatsphäre würden aufgebrochen. Aber dieser Abwehrinstinkt richtet sich gegen den falschen Gegenstand. Die durch die Straßen fahrende Kamera kann gar nicht so viel entdecken. Sie kann vieles von der Oberfläche der Dinge – von Fassaden, Schaufenstern, Bäumen, Bürgersteigen und Passantenbewegungen – festhalten, aber sie reicht nicht ins Intime. Unsere Leidenschaften, unsere Urteile, unsere „Abweichungen“ und unsere biographischen Eckpunkte sind für die Kamera unerreichbar. Es gibt allen Grund, gegen das Sammeln von Internetbewegungen und das Erstellen von Beziehungsmustern, wie es Google (und viele andere) praktizieren, misstrauisch zu sein. Hier droht wirklich Gefahr. Aber das hat mit dem Blick des Kameraauges auf Häuserfronten nichts zu tun. Überhaupt gibt es eine sehr schiefe Wahrnehmung der Eingriffe ins Bürgerleben. Wenn Kinder durch den Trend zur Ganztagschule immer

vollständiger in die Obhut von Lehrern und Betreuern geraten, deren Zugriff auf die Gedanken viel stärker ist, erhebt sich kein Datenschutzprotest. Und warum wird der Videoüberwachung auf zentralen Plätzen nachgesagt, sie stelle die Bürger „unter Generalverdacht“, während die Videoerfassung aller Kunden an Bankschaltern diese Reaktion nicht auslöst?

Die besondere Abwehr, die Google Street View auslöst, liegt an falschen Erwartungen an „die Straße“. Für viele ist sie nur ein Vorraum ihres Hauses und eine Art Schutzzone im Vorfeld ihres Privatlebens. Ein eigener Charakter und Wert, der auch Zumutungen mit einschließt, wird diesem Raum nicht zugebilligt. Sonst würde man bemerken, dass die Zumutung, einem anonymen Auge auf der Straße ausgesetzt zu sein, eigentlich eine ganz normale Zumutung des Stadtlebens ist. Die Freiheit des täglichen Gangs auf dem Bürgersteig, des freien Blicks und der freien Meinungsäußerung gibt es nur zu dem Preis, dass man sich den Bewegungen, Blicken und Stimmen der anderen Bürger aussetzt. Das eigene Beobachten, das wir durchaus gerne tun, ist immer auch ein Beobachtet-Werden. Es ist sogar noch schlimmer: Ich bin immer einer fremden Mehrheit von Beobachtern ausgesetzt. Ich kann nicht wissen, welche Absichten die Blicke leiten, die mich aus der Anonymität verfolgen. Auch nicht, wie weit sie mich verfolgen. Menschen, die zum ersten Mal in ihrem Leben in eine moderne Großstadt kamen, haben oft von dem Druck berichtet, den diese Situation für sie bedeutete. Der Kameraeinsatz bei Street View ist also gar nichts prinzipiell Neues. Er setzt nur das fort, was die Öffentlichkeit sowieso schon tut. Ja, die urbane Öffentlichkeit ist auch ein Big Brother und nicht nur ein netter Kumpel. Sie übt mit ihren unzähligen taxierenden Blicken „Beobachtungsdruck“ aus. Bürger, die dies als Verletzung ihrer Menschenrechte empfinden, bedenken nicht, dass sie diese nur in der privaten Version („My home is my castle“) verstehen und dass diese Rechte in der öffentlichen Version anders gebaut sind. Freiheit im öffentlichen Raum findet ohne ein ständiges, millionenfaches, anonymes Kreuzen von Blicken nicht statt – die Stadtforscherin Jane Jacobs hat es in vielen Details gezeigt. Diese Sphäre lebt von einer wahren Flut der Bilder, die mit den eigenen Augen und mit technischen Mitteln produziert wird. Warum sollten wir uns nicht eine Zukunft vorstellen, in der hier jeder Bildproduzent recht und willkommen ist, während die Privatsphäre vor solcher Zudringlichkeit ebenso strikt geschützt wird? Der Reichtum unserer westlichen Kultur liegt in dieser Zweigleisigkeit von privat und öffentlich.

Der Gewinn der Bilderrevolution, die die Kameratechnik ausgelöst hat, ist nur real, wenn diese Zweigleisigkeit beachtet wird. Dabei ist der Sicherheitszweck gar nicht der Hauptzweck. Die Kamera schafft neue Erfahrungen und ästhetische Reize, für die unsere Augen allein nicht ausreichen. Sie zeigt ein verborgenes Antlitz der Welt und macht sie feiner, farbiger und oft auch fremdartiger. Diese Potenz entfalten Fotografie, Film, Fernsehen und Video besonders im öffentlichen Raum. Hier entstanden seit über hundert Jahren die neuen Bilder, die der Großstadt mit ihren Massen, mit ihrem Tempo und mit ihren nächtlichen Lichtern gerecht wurden. Erst durch die Kameratechnik haben wir Stadtansichten gewonnen, die dem Stand der Dinge entsprechen. Der Film fing die neuen Rhythmen des modernen Lebens ein und auch die Passanten bekamen in der Straßenfotografie ein markantes Gesicht. So bekamen die Bilder durch die Kamera eine neue erzählende Kraft. Trotz oder gerade wegen ihrer Oberflächlichkeit. Denn es gibt eine Seelenverwandtschaft zwischen dem Auge der Kamera und der Lebensführung des Großstädtlers. Der Kulturphilosoph Georg Simmel schrieb von der „äußeren Seelenschicht“, mit der der Großstädter die vielfältigen, rasch wechselnden Eindrücke bewältigt und gleichzeitig seine tieferen Regungen bedeckt hält. Ganz ähnlich arbeitet die Fototechnik mit empfindungsreicher, flexibler und doch robuster Oberflächlichkeit. Sie bildet

unendlich viele Nuancen und Veränderungen ab und liest doch nur sehr wenig aus unserer Seele heraus. Auch kann sie unsere Wünsche und Urteile sehr viel weniger beeinflussen, als es mancher Werbepsychologe oder Sozialpädagoge behauptet.

Man sollte also die Vorteile der Kamera ernst nehmen und weniger Angst vor ihrem Missbrauch haben. Wenn Länder wie England und Holland, die traditionell mit einem scharfen Sinn für Öffentliches und Privates ausgestattet sind, keine Street-View-Panik kennen, müsste das auch in unserem heutigen gelockerten Deutschland möglich sein. Geben wir den Gebrauch von Photo, Film und Video im öffentlichen Raum für jedermann frei und hüten wir uns vor einem Bildersturm, der das Zusammenleben nur verstockter und argwöhnischer machen würde. Wagen wir mehr Kamera!

(Manuskript vom 26.8.2010, erschienen als Essay in der „Welt am Sonntag“ vom 29.8.2010 unter der Überschrift „Wagen wir mehr Kamera!“)